

Geschichte Thore Stölting Wettbewerb

An einem warmen Tag, als niemand etwas zu tun hatte und jeder mehr oder weniger träge aus seinem Fenster hing, vor seiner Tür saß oder am Flussufer im Gras lag, verweilte ich an diesem kargen, grauen Ort und versuche noch immer meinen Optimismus verzweifelt am Leben zu erhalten. Es wäre fast schon lustig gewesen, doch die Umstände meines Besuches nehmen mir die Fähigkeit zu lachen. Ich könnte lachen, sehr sogar. Doch irgendwie kann ich es auch nicht, kein bisschen. Oder will ich es bloß nicht? Aus Anstand? Oder aus Angst? Ich kann es nicht genau sagen, doch ich bin noch immer so nervös wie zu Beginn. Mittlerweile sind einige Stunden vergangen und draußen macht sich die Dunkelheit breit. Licht erstrahlt in dieser bewölkten Nacht nur noch aus den grellen Lichtern des Gebäudes, die alle fünf Meter an der Decke postiert sind. Eines der Lichter flackert. Beinahe unheimlich wirkt es. Doch ich habe keine Kraft mehr mich zu fürchten. Ich hatte genug Angst in den letzten Stunden und meine Fähigkeit für Emotionalität war erloschen. Die Dunkelheit, die kühlen Korridore, Krankheit und undankbarere Umstände verzehren mich mehr und mehr. Ich verliere langsam das Gefühl für die Zeit, doch das Ticken der Uhr in diesem Wartezimmer scheint mich in einen Bann zu ziehen. Mein einst schneller Herzschlag, getrieben von Sorge, Stress und Sterbeangst synchronisiert sich nun mit dem Zeiger der Uhr. Mit jedem Ticken pocht mein Herz. Das Schlagen wird stärker und das Ticken lauter, es wirkt jede Sekunde wie eine Ewigkeit. Meine schwitzigen Hände glitten zunächst auf meinem Oberschenkel auf und ab, doch nun stützen sie meinen schwermütigen Kopf. Mein Blick ist gesenkt und meine müden Augen starren auf den schmutzigen Boden. Das Blut unter meinen Sohlen war während der letzten Stunden getrocknet, vermischt mit dem Dreck des Ortes, von dem aus Ich hierher befördert wurde, als die Sonne den übrigen Menschen noch ein Lächeln ins Gesicht zauberte. Des Ortes, dessen Blüten zu Grunde ging als meine Maschine den Dreck unter der schönen Blumenfassade aufwühlte und das Leben sich in diesem Frühling auf eine andere Art offenbarte. Als unberechenbar, grausam und vergänglich. Wäre es doch bloß mein Blut. Um nicht einzuschlafen, da in mir ein Gefühl der plötzlichen Müdigkeit einsetzt, entschieße ich mich dazu einen Rundgang durch das Gebäude zu machen. Nach einigen Schritten durch den endlos wirkenden Korridor erblicke ich endlich das WC. Ich gehe hinein und stehe inmitten eines dunklen Raumes. Erst nach wenigen Sekunden fängt ein schwaches gelbes Licht an, den Raum leicht zu erhellen. Neben mir erkenne ich noch die Umrisse eines Waschbeckens und beginne mir endlich das Blut von den noch immer vor Sorge zitternden Fingern zu waschen. Meine Augen fangen an sich schleichend an die Dunkelheit zu gewöhnen. Das Blut scheint sich keinerlei von dem Wasser abwaschen zu lassen. Trotz des nicht veränderbar harten Wasserstrahls. Auf der vergeblichen

Suche nach einem Seifenständer bleibt mein Blick an mir selbst hängen. Ich starre in den Spiegel und sehe eine leichengleiche Gestalt. Die bleiche Haut, die blutunterlaufenen Augen und die zerfetzte Kleidung trugen nur zu der Erscheinung bei. Doch es war die seelenlose Leere in den Augen die dafür ausschlaggebend war, dass ich mich nicht wiedererkannte. Das wahnsinnig schlecht ausgestattete WC machte mich wütend und ich verlor meinen Glauben an die Kompetenz dieser Einrichtung. Die damit einhergehend sterbende Hoffnung machte mich noch wütender. Ich bekam das Blut von meinen Händen nicht abgewaschen, so sehr ich es auch versuchte. Nicht einmal hier konnte mir dabei geholfen werden. Ein spezieller Raum für dieses Problem ist nicht in der Lage mir zu helfen. Eine spezielle Einrichtung für mein Problem ist nicht in der Lage mir zu helfen. Sie wird es nicht schaffen. Und es ist meine Schuld. Es ist alles meine Schuld! Ich wasche wie wahnsinnig meine Hände und schrubbe stärker und stärker. Es klappt nicht. Es will einfach nicht abgehen. Mittlerweile ist meine verschmutzte Kleidung voller Wasser, doch meine Hände sind noch immer rot. Ich schreie vor Wut und merke, wie mir eine verzweifelte Träne die Wange hinunterspringt. Fast synchron fallen wir zu Boden und ich kauere mich heulend und ächzend nach Luft auf den kalten Fliesen zusammen. Nach einer Weile beruhige ich mich und drehe mich am Boden liegend auf den Rücken. Ich strecke meine Hand in Richtung der Lampe und bemerke, dass alles Blut auf meinen Händen verschwunden ist. Habe ich mir das Blut bloß eingebildet? Noch immer sind die Hände rot, diesmal jedoch vom panischen Waschen. Habe ich die Röte etwa verwechselt? Ich richte mich auf und verlasse den Raum. Ich sehe vorerst schwarz, ich bin wohl zu hastig aufgestanden. In einem perfekten Schlagabtausch werde ich geblendet von dem grellen Licht des Korridors, weshalb ich für geschlagene 10 Sekunden beinahe blind bin. Ich erkenne einen Ausgang aus dem Gebäude und stolpere wie eine Mumie, den Weg ertastend Richtung Tür. Als ich den Türgriff ergreife stürze ich hinaus in die gottverlassene Nacht. Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so einsam gefühlt. In meiner Jackentasche ertaste ich meine Schachtel Zigaretten und ziehe sie heraus. Sie war bei dem Sturz ein wenig zerdrückt worden. Zu meinem ganz persönlichen Glück war der Inhalt größtenteils heile geblieben. Sie erscheint mir in diesem Moment wie ein kleiner Lichtschimmer, doch das Wohl eines deutlich wichtigeren Teils in meinem Leben, wäre mir lieber gewesen. Doch dafür ist es nun zu spät. Mir bleibt nur noch Vertrauen und Warten. Vertrauen in diese Einrichtung. Warten auf Neuigkeiten. Hoffen auf das Beste. Beten war für mich keine Option mehr, denn ich hätte mir beim besten Willen nicht vorstellen können, warum mir der Gott, der uns in diese Situation hat geraten lassen, jetzt noch helfen sollte. Ich zünde die Zigarette in meinem Mund an und vernehme das knisternde Geräusch des brennenden Tabaks. Mir wird erstmals bewusst wie still es in dieser Nacht ist. Ich nehme einen Zug. Den Zweiten. Den Dritten. Die Nächste. Ich bekomme gar nicht genug davon. Plötzlich spüre ich das

Nikotin in meinem Körper wirken. Ich beruhige mich ein wenig. Die Hände zittern nun weitaus weniger und ich erlange wieder ein Gefühl für meinen nun sehr schwermütigen Körper. Ein kurzer Blick zur Seite offenbart mir die Existenz einer Bank, circa 30 Meter weit von mir entfernt. Ich gehe langsam hinüber und setze mich. Es fällt mir nicht leicht, denn allmählich spüre ich auch die Prellungen von dem Sturz. Ein leichter Regen beginnt auf die Erde herabzufallen. Ich habe Regen immer gehasst, doch diesmal scheint er mir den Schock aus meinem Leib zu waschen. Der Schock, der mich die letzten Stunden wachhielt, ohne dass ich wirklich anwesend war. Meine Konzentration meldet sich wieder und ich richte meine Augen gen Himmel. Diese düstere Atmosphäre hätte ihr sehr gefallen. Ein Meer aus dunklen Wolken, die am Ende des Horizonts über die Erde hereinbrachen. Sie hat solch ein Wetter schon immer geliebt. Sie liebt das Geheimnisvolle, das Düstere, die Dramatik, das Traurige. Sie selbst jedoch war nie ein trauriger Mensch. Um ehrlich zu sein war sie die positivste, optimistischste, glücklichste Person, der ich jemals begegnet bin. Sie liebt eben jede Facette des Lebens. Sie ist auch ein sehr religiöser Mensch, jedoch konnte ich diese Leidenschaft nie wirklich für mich entdecken. Sicherlich hätte sie jetzt etwas gesagt wie „Kopf hoch mein Kleiner, Gott musst du wissen, ist immer für dich da, er liebt dich und hält seine schützende Hand über dir. „Habe keine Angst, habe nur Vertrauen“. Seit meiner Geburt sagte sie ähnliches zu mir und auch wenn ich nie wirklich gläubig war, hat sie mich damit immer aufbauen können. Es gab immer nur sie und mich. Obwohl sie kaum mehr als 5 Jahre älter als ich war nannte sie mich immer „Kleiner“. Ich tat zwar immer so als würde es mich ärgern, aber insgeheim mochte ich es und sie kannte mich gut genug, um das auch zu wissen. Wir hatten nie viel. Seit jeher war sie für mich da. Als wir zusammen im Heim groß geworden sind, hat sie sich immer um mich gekümmert. Und auch später hatte sie immer noch ein Auge auf mich gehabt. Und jetzt sitze ich hier und wo ich sie am meisten brauche, ist sie nicht hier. Ich hätte in diesem Moment auch gerne so viel Vertrauen in Gott, wie sie es immer hatte. Sie hatte es einer Betreuerin im Heim abgewonnen, doch sie starb noch kurz vor meiner Geburt. Danach hat sie ihr Augenmerk voll auf mich fixiert. Die anderen Betreuerinnen meinten immer, sie hätte das gemacht, um den Verlust zu verarbeiten und um eine Lebensaufgabe zu finden, sodass sie sich erfüllt fühlt und nicht so allein. Ich war aber anderer Meinung. Sie hatte nie um die Toten getrauert. Für sie war der Tod das höchste Ereignis im Leben eines Menschen, was ich nie verstehen konnte. Ich war nie selbstlos genug, um so denken zu können. Ihre Auffassung vom Tod war es, dass Menschen, nachdem sie ihren letzten Atemzug vollführen, ihre Seele freigeben. Anschließend soll dann ein Engel diese Seele einsammeln und in den Himmel bringen. Die Seele eines Menschen würde erstrahlen in der Gestalt eines Kindes, da sie diese für die reinste Form des Menschen hält. Eine Hölle gab es für sie nie. Sie kannte weder Wut noch Hass, was ich stets bewunderte.

Es gab bloß Mitleid und Sorge für böse Menschen. Allgemein versuchte sie sich immer um alle zu kümmern. Sie war eine wahre Kämpferin, mit christlichen Tugenden und einem eigenen Kopf. So selbstlos wie sie war, so stur konnte sie auch sein, weshalb wir oftmals wilde Diskussionen führten. Während ich hier über ihr Leben reflektiere, bin ich inzwischen bis auf die Haut durchnässt. Der Gedanke an sie zauberte mir das erste Mal an diesem Abend ein Lächeln ins Gesicht, doch verschwand es ebenso schnell wie es kam. Ich war mir bei einer Sache nach all der Zeit hier draußen nämlich sehr sicher. Es hätte mich erwischen sollen. Ich trage die Schuld an allem. Es hätte mich erwischen müssen! Ich habe sie überredet. „Ach komm schon, es ist doch so schönes Wetter“, sagte ich. „Nur eine kurze Tour“, sagte ich. „Hab´ dich nicht so“, meinte ich. „Auch du brauchst mal eine Auszeit“, beharrte ich. „Na gut, aber nur kurz“, sagte sie. Wir weinen. Eine Symphonie aus Tränen und Regentropfen. Erstmals spüre ich die Anwesenheit Gottes. Tiefste Trauer eint uns. Ich raffe mich auf und schreite ein paar Schritte in Richtung des Gebäudes voran. Ein weiteres Mal greife ich in meine Tasche. Ein weiteres Mal entzünde ich mein Feuer der Hoffnung. Nach wenigen Zügen erlischt das Feuer. Doch ich bin zuversichtlich. Sie wird es schaffen. Ich entschlief mich dazu, hineinzugehen und setze mich zurück auf meinen Platz. Noch immer tickt die Uhr. Noch immer bin ich allein. Noch immer bin ich müde. Ich bin so unfassbar müde. Mein Kopf nickt nach vorn, doch als Ich ihn erhebe ist plötzlich wieder Betrieb im Gebäude. Mir fällt auf, dass einige Stunden vergangen sein müssen. Ich muss wohl eingeschlafen sein. Wenn es Neuigkeiten gegeben hätte, dann hätten sie mich sicherlich geweckt. Hätten sie das? Ich glaube mir selbst kaum ein Wort von dem was ich von mir gebe. Immer schön optimistisch bleiben. Ich sehe auf den Boden und schaue mich um. Alles ist nass. Mir ist es unbegreiflich, wie ich in dieser vor Regenwasser nur so triefenden Kleidung ein Auge zubekommen habe, doch beschäftige mich nicht weiter mit dem Gedanken. Es wird bald wieder hell. Der Schlaf war keineswegs erholsam, denn ich fühlte mich noch müder und schlapper als zuvor. Mein Nacken schmerzte, aber was soll man auch erwarten, wenn man in einem Stuhl einschläft. Eigentlich tut mir alles weh. Der Stuhl war nicht einmal bequem. Ein instabiler kalter Klappstuhl aus Metall. Die einzige Alternative war eine kleine Holzbank, die dem Komfort einer evangelischen Kirchenbank glich, nur sehr viel kleiner und gebrechlicher. Sie erinnerte mich ein wenig an die Ausstattung im Haus meiner Oma. Nach dem Tod meiner Eltern wollte sie nicht für mich sorgen, doch ab und zu besuchte ich sie. Ich durfte in ihrem Haus nichts anfassen und mich ja auf keinen Stuhl oder eine Bank setzen, denn sie wären ja nur zur Dekoration da und würden lediglich kaputt gehen, wenn man sie benutze. Ich stoppe meinen Tagtraum in dem Moment, als ich bemerke, dass die Uhr stehen geblieben ist. Ich schaue mich um. Niemand da. Um meine Nervosität im Zaun zu halten, richte ich mich auf und laufe im Zimmer auf und ab. Je länger ich gehe, desto schwerer werden

meine Beine. Ich setze mich wieder und blicke aus dem Fenster. Noch immer ist es düster. Ich schaue auf und bemerke, dass die Uhr weiterläuft. Ich habe bloß wenige Minuten weitergeschlafen. Die Situation erscheint mir Suspekt. Die ersten Sonnenstrahlen durchbrechen die Wolkenfront, doch keiner scheint zu mir ins Zimmer hinein. Meine müden und verwirrten Augen blicken rüber in das Nebenzimmer. Dort erstrahlt ein Licht, das mir stärker erscheint, als alles was ich je sah. Mir wird warm und ich spüre den Schmerz nicht mehr. Selbst die Nässe nehme ich nicht mehr wahr. In dem starken Licht nehme ich jedoch die Umrisse einer Gestalt wahr, in dessen Armen ich ein junges Mädchen erkenne, dessen Gesicht mir unheimlich vertraut erscheint. Ich traue meinen Augen kaum und reibe mir Tränen und Sand aus den Augen, doch als ich wieder hinausblicke ist alles wieder normal. „Entschuldigen Sie“, ertönt es von der Seite und ich schreie auf vor Schreck. Es ist die Krankenschwester. Ich kann ihren Gesichtsausdruck nicht genau deuten, doch ihre Worte sind mir eindeutig, auch wenn ich bloß wenige Worte verstand, noch benommen von meiner Sichtung. „Mein aufrichtiges Beileid, sie ist vor wenigen Minuten von uns gegangen“.